

Manfred Funke

Kein Wohlstand ohne Kulturwandel?

Samuel P. Huntington/ Lawrence E. Harrison (Hg.), Streit um Werte. Wie die Kulturen den Fortschritt prägen,, Wilhelm Goldmann Verlag, München 2004, 384 Seiten, 9,90 Euro.

Die Wirtschaftsdynamik der Welt schiebt alle Kulturreiche gewollt oder ungewollt zusehends ineinander. Umso schärfer treten dabei die Bruchkanten im Wohlstandsgefälle hervor. Bei der Frage nach den Ursachen für diese extrem unterschiedliche Güterverteilung von Nahrung, Gesundheit und Bildung geraten immer stärker die zwischen liberal und geschlossen schwankenden Kulturtraditionen ins Blickfeld der Forschung. Ihr Wertungsmaßstab ist das westliche Weltbild von der Beschleunigung wirtschaftlichen Wachstums, der Stärkung demokratischer Institutionen sowie der Förderung sozialer Gerechtigkeit durch fort-

schriftlichen kulturellen Wandel.

Über dessen Akteure, Adressaten und Mobilsierungsstrategien für die Krisengebiete der Welt veranstaltete die Harvard-Universität acht Podiumsdiskussionen – mit Samuel P. Huntington (*Kampf der Kulturen*) als Schirmherrn und Lawrence E. Harrison (*Unterentwicklung ist ein Geisteszustand*) als Koordinator. Eine Auswahl von sechzehn Beiträgen bietet der anzugehende Band. Tiefgang und Härte der Auseinandersetzung zwischen Anthropologen, Kulturosoziologen und Ökonomen (alle einst oder jetzt Inhaber hoher Stabsstellen in den Pools von Politik und Wissenschaft) verweisen auf die Dramatik der Weltlage. In ihrer Analyse liefern Lateinamerika und Afrika die bedrückendsten Befunde.

Blühender Tribalismus

Daniel Etounga-Manguelle aus Kamerun macht für die Rückständigkeit afrikanischer Staaten südlich der Sahara (dreihundert Millionen

leben in Armut, Lebenserwartung in Sierra Leone 37 Jahre) nicht den Kolonialismus – wie hier zu Lande gern noch üblich – verantwortlich. „Wir müssen realistisch sein. Der Tribalismus blüht in unseren Ländern, weil wir das Individuum negieren und weil es in Ermangelung eines operativen Systems individueller Rechte und Verantwortlichkeiten einen schweren Stand hat.“ Bissig markiert der Autor die Grundhaltung afrikanischer Eliten: „Gebt uns Entwicklungshilfe in Form von Subventionen, aber verschont uns mit der Anstrengung, einen tragfähigen Bezug zur Wirklichkeit herstellen zu müssen.“ Reiche Afrikaner drängeln sich „lieber an den Schaltern von eidgebössischen, französischen, belgischen und englischen Banken und erwecken so den Eindruck, dass sie kein Vertrauen zu sich, zu ihrem Land, zu ihren Produkten haben.“ Wider den „afrikanischen Totalitarismus“ des in Stammesmythen (und „Fußball“) fixierten Irrationalismus

setzt Etounga-Manguelle Europa, „das eine siegreiche Kultur der Disziplin und Arbeit entwickelt hat“.

Keine monokausalen Erklärungen

Ähnlich provozieren Lateinamerikaner mit ihrer Ablehnung, die Rückständigkeit ihrer Länder weiterhin mit der Ausbeutung durch die Metropolen des Imperialismus zu erklären. Octavio Paz wird von Harrison zitiert:

„Das Angelsächsische ist der Sproß jener Tradition, die der modernen Welt zu Grunde liegt: Die Reformation mit ihren sozialen und politischen Folgen, der Demokratie nämlich und dem Kapitalismus. Unseres dagegen, das Spanisch und Portugiesisch sprechende Amerika, ist der Sproß der katholischen Universalmonarchie und der Gegenreformation.“ Und Mario

Vargas Llosa pflichtet bei: „Wir haben demokratische Regierungen, aber unsere Institutionen, unsere Reflexe und unsere Mentalität sind bei weitem nicht demokratisch.“

Auch das heißeste Eisen packte der Kongress an: die „Leistungsspreizung“ (Nathan Glazer) in multikulturellen Ländern, wo bestimmte ethnische Gruppen besser abschneiden als andere, obwohl alle mit denselben wirtschaftlichen Gegebenheiten arbeiten. „Genannt seien beispielsweise die chinesische Minderheit in Thailand, Malaysia, Indonesien, den Philippinen und den USA, die Basken in Spanien und Lateinamerika und die Juden, wohin sie auch zogen.“ (Harrison) Fern von allem Wirtschaftsrassismus werden wir in dem Buch mit sozialen Fakten konfrontiert, die die vielerorts säuselnde

political correctness bei uns als realitäts- und wissenschaftsfeindlich entlarvt. Für Harrison sollte im Streit über Kulturwerte konsensfähig sein: „Leben ist besser als Tod.

Gesundheit ist besser als Krankheit.

Freiheit ist besser als Knechtschaft.

Wohlstand ist besser als Armut.

Bildung ist besser als Unwissenheit.

Gerechtigkeit ist besser als Ungerechtigkeit.“

Doch wie finden wir zu einer Führungsautorität zugunsten dieses Kanons? Ins Aufgebot für ihn stellen die Autoren mehrfach auch die Deutschen Engels, Kant, Luther, Marx, Tönnies und immer wieder Max Weber. Dass sie alle tot sind, ist auch so ein Zukunftsproblem beim Kulturmampf um das Vernünftige im Menschlichen.

Gemeinsamer Wertevorrat

„Grundvoraussetzung für gesellschaftliche Integration ist Gemeinsamkeit. Nur innerhalb eines hinreichenden gemeinsamen Wertevorrats kann auch Verschiedenheit eine politische inspirierende Kraft entfalten.“

Wilhelm Hinrichs in der Zeitschrift für KulturAustausch, 55. Jahrgang 1/05.